Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 83 (1974)
Heft: 4

Artikel: Eine von Tausenden
Autor: M.H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974718

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine von Tausenden

«Das Rote Kreuz ist eine Einrichtung der freiwilligen und uneigennützigen Hilfe», so lautet einer der sieben Grundsätze über die Rotkreuzarbeit. Was für einen Kurswert hat Uneigennützigkeit heute in unserer Wohlstandsgesellschaft, wo für Geld scheinbar alles zu haben ist und jeder möglichst viel haben will? Gibt es noch Menschen, die freiwillig etwas tun, jemandem helfen, ohne dafür materiell belohnt werden zu wollen? Ja, es gibt noch solche Menschen, und ohne sie wäre das Rote Kreuz nicht, was es ist. Meistens hört man nicht viel von ihnen, sie sind einfach da, wenn man sie braucht und tun das Notwendige, zum Beispiel die freiwilligen Rotkreuzhelferinnen und Rotkreuzhelfer. Frau Moser ist eine der über 3500, die in vierzig Sektionen des Schweizerischen Roten Kreuzes ihre guten Dienste zur Verfügung stellen – sei es im Autodienst, im Besuchsdienst, im Bibliothekdienst, als Gehilfin in einem Ergotherapiezentrum usw. Wie sieht die Arbeit einer Rotkreuzhelferin aus? Ich wollte eigentlich ein Interview machen, aber statt eines Gesprächs mit wohlerwogenen Fragen und Antworten entstand eine lebhafte Unterhaltung, und die Fahrt mit einer Patientin zum Ergotherapiezentrum der Sektion und ein Hausbesuch, die zwischenhinein ausgeführt wurden, gaben den Anschauungsunterricht dazu.

«Um zehn Uhr muss ich Fräulein B. abholen und zur Ergotherapie fahren. Wollen wir in der Zwischenzeit eine Tasse Kaffee trinken, damit Sie mir Ihre Fragen stellen können?», sagte Frau Moser bei der Begrüssung am Bahnhof Thun. Wir setzten uns ins Buffet, das um diese Zeit noch fast keine Gäste hatte, so dass wir uns ungestört unterhalten konnten.

Frau Moser ist verwitwet. Als ihr Gatte 1955 starb, gingen die zwei Söhne noch zur Schule und nahmen die Mutter ganz in Anspruch. Als die beiden sich dann vor acht Jahren verheirateten, wurde es sehr still in dem kleinen Haus am See und Frau Moser hatte das Bedürfnis, wieder eine Aufgabe zu übernehmen, ihre Zeit mit etwas Nützlichem auszufüllen. «Ich meldete mich bei der Rotkreuzsektion und besuchte vorerst den Kurs für Rotkreuzspitalhelferinnen. Ich arbeitete oft im Spital und machte auch verschiedene Ablösungen bei den Multiple-Sklerose-Patienten in Arosa, Montana und Walenstadtberg. Besonders diese Einsätze schenkten mir grosse Befriedigung. Ich bewunderte die Kranken, die ihr schweres Los mit Geduld ertrugen und langsam, mit Mühe und Anstrengung, doch noch alles selber verrichteten, was ihnen irgend möglich war. Dabei lernte ich selber geduldig zu sein. Jetzt ist mir die Pflege solcher Patienten zu schwer geworden und ich arbeite als Spitalhelferin nur noch im Akutspital. Wenn eine Fee mir einen Wunsch gewähren würde, möchte ich zwanzig Jahre jünger sein, damit ich noch Krankenschwester lernen könnte. Jetzt bin ich zu alt, ich werde nämlich im nächsten Jahr meinen siebzigsten Geburtstag feiern.»

Siebzig Jahre! Nein, dieses Alter würde niemand der temperamentvollen Dame zumuten, die jetzt ihr Auto sicher durch den Stadtverkehr steuert, um die Patientin abzuholen. Wahrscheinlich ist ein Teil ihrer Lebhaftigkeit väterliches Erbe. Als Tochter italienischer Eltern wurde sie in Italien geboren, wuchs dann aber in der Schweiz auf, weil der Vater sich hier niederliess und sich einkaufte. Frau Moser hatte aber stets eine besondere Vorliebe für den Süden. Ebenso wie Schweizerdeutsch beherrscht sie die italienische Sprache. Gerade wegen ihrer Italienischkenntnisse gelangte man während des Zweiten Weltkrieges mit der Bitte an sie, die Transporte mit Verwundeten, die von Italien zur Behandlung nach Bern gebracht wurden, zu begleiten. Die ersten Kontakte zur praktischen Arbeit im Spital knüpfte sie auch während dieser Zeit.

Mit fünf Minuten Verspätung kommen wir beim Haus von Fräulein B. an. Sie steht schon vor der Tür und wartet unruhig. Frau Moser führt sie jede Woche einmal zur ambulanten Ergotherapie. Normalerweise ist sie immer vor der vereinbarten Zeit zur Stelle; dass sie sich verspätet, komme sonst nie vor. Die Fahrerin entschuldigt sich, und nachdem wir die Patientin zum Therapieraum begleitet haben, sagt sie voller Sorge zu mir: «Hoffentlich hat sich Fräulein B. nicht erkältet und ist nicht gekränkt. Seit ihrem Unfall kann sie nur noch mühsam an Stöcken gehen; sie ist nicht mehr gewohnt, an der Kälte zu stehen.»

Auf dem Rückweg berichtet mir Frau Moser über ihre Tätigkeit als Rotkreuz-Autofahrerin. Neben den Patiententransporten im Stadtgebiet, von denen viele regelmässig am gleichen Wochentag mit den gleichen Personen auszuführen sind, macht sie auch längere Fahrten, zum Beispiel mit Rheumatikern zu einem Kuraufenthalt in ein Thermalbad. «Das sind dann fast Vergnügungsfahrten und für die Patienten, die ja meistens wenig herumkommen, ein schönes Erlebnis. Wenn ich sie nach der Kur wieder abhole, freue ich mich jedesmal über die Veränderungen, die mit ihnen vorgegangen sind. Sie sehen jeweils besser aus, sind gelöster und fröhlicher, weil sie andere Menschen getroffen und etwas erlebt haben. Der graue, oft einsame Alltag ist für einige Zeit in den Hintergrund getreten.» Ein Blick auf die Uhr: «Halb elf; das reicht noch gerade, bei Frau W. hereinzuschauen.»

Frau W. öffnet zögernd die Türe. Wer mag denn am Vormittag bei ihr geläutet haben? Als sie ihre Betreuerin sieht, strahlt sie über das ganze Gesicht. Sofort wird erzählt, was seit dem letzten Besuch alles geschehen ist: Ihr Sohn, der mit seiner Familie in Zürich wohnt, wird zu Besuch kommen; auf den Brief, den Frau Moser für sie an eine Bekannte schrieb, ist bereits eine Antwort eingetroffen; der Fuss schmerzt schon seit einigen Tagen wieder mehr . . . Für die nächste Woche wird ein Tag verabredet, an dem die beiden Frauen dringende Besorgungen in der Apotheke und beim Schuhmacher erledigen werden. «Kochen Sie sich auch etwas Rechtes zu Mittag?» «Ich habe Kartoffeln und etwas Gemüsereste.» Fleisch ist keines da; also geht Frau Moser rasch in die Metzgerei. Das Fleisch bezahlen? Nein, heute nicht. Heute sei ein spezieller Tag, weil sie ja einen Extrabesuch gemacht habe. Bei Frau Moser gibt es ein Kässeli, das mit kleinen Extraeinnahmen gespeist wird. Aus ihm werden die kleinen Extrafreuden für die Patienten berappt. «Sie verwöhnt uns alte Leutchen», sagte Frau W. zu mir, und «Sie verwöhnen sie!», sagt die Ergotherapeutin, bei der wir unsere Patientin wieder abholen, lächelnd, indem sie den Mahnfinger hebt. «Ich weiss, dass man die Patienten in den Grenzen ihrer Behinderungen so viel als möglich selbständig tun lassen sollte», erklärt mir Frau Moser. «Aber sie sind ja nachher wieder lange allein und auf sich selber angewiesen, warum soll ich sie nicht ein wenig verwöhnen, wenn ich bei ihnen bin? Doch manchmal ist der Umgang mit ihnen auch für mich eine psychische Anstrengung, denn Kranke können kleine Egoisten sein, die ihre Mitmenschen unbewusst tyrannisieren. – Doch nun will ich Ihnen noch zeigen, wo ich wohne.»

Das Haus liegt am Hang, von der Strasse führen einige Stufen zum Eingang. «Es ist schade, dass ich mit dem Auto nicht bis vor die Haustüre fahren kann. Ich würde gerne die eine oder andere der behinderten Frauen zum Tee zu mir einladen; es wäre gemütlicher als im Tearoom. Einmal besuchte mich eine Patientin, die ich bei einem Einsatz für die von der Multiple-Sklerose-Gesellschaft organisierten Ferienlager kennengelernt hatte. Eines Tages rief sie mich einfach vom Bahnhof Thun an. Ich holte sie ab, wusste aber nicht, wie ich sie den Hang hinauf zu meinem Haus bringen sollte. Mit Hilfe des herbeigerufenen Nachbarn und des Brief-

trägers gelang das Manöver schliesslich. Aber mein kleines Haus ist nicht für Patienten im Rollstuhl gebaut. Schon das Benützen der Toilette war ein Problem. Das sind Kleinigkeiten, an die man gewöhnlich nicht denkt. Obwohl die Frau gerne bei mir in den Ferien geblieben wäre, musste ich sie am Abend doch wieder zur Bahn bringen.»

Im geschmackvoll eingerichteten Wohnzimmer mit Blick in die Berge serviert Frau Moser einen erfrischenden Orangensaft. Auf die Frage, was für Liebhabereien sie habe, sagt sie, dass eigentlich Sprachen – neben den Patienten, wie sie lachend beifügt – ihr Hobby sind. Sie spricht ausser Italienisch auch Französisch und Englisch; Fremdsprachen haben sie immer beschäftigt, denn früher ist sie viel gereist. Eine Fremdsprache ist für sie der Zugang zu anderen Menschen und Kulturen. Vor einem Jahr hat sie angefangen, Spanisch zu lernen. Den Anstoss dazu gaben die vielen spanischen Hilfskräfte in den Spitälern. «Wenn ich als Rotkreuzspitalhelferin im Spital arbeite – ich werde ab und zu gerufen, wenn Not am Mann ist –, möchte ich mich doch auch mit ihnen unterhalten können.»

Statistisch gesehen ist also Frau Moser dreifach vorhanden und stellt der Sektion Bern-Oberland gleich sechs Hände zur Verfügung: Sie ist eine der rund 200 Rotkreuzspitalhelferinnen, sie ist eine der 44 Rotkreuzhelferinnen und -helfer, die in der Kartei «Besuchsdienst» eingetragen sind, sie zählt aber auch zu den 57 Fahrerinnen und Fahrern, die 1973 in 1179 Patiententransporten mehr als 18 000 Kilometer zurückgelegt haben.

Für Frau Moser ist helfen kein Opfer, sie tut es aus einem inneren Bedürfnis heraus und spürt, dass diese Arbeit sie bereichert. Es ist ein Geben und Nehmen von beiden Seiten und hat nichts mit demütigender Wohltätigkeit zu tun, die auf Dank wartet. Ihr Beispiel zeigt auch, dass diese Art von helfen an kein Alter gebunden ist, wohl aber an eine reife Persönlichkeit.

M. H.

Die Rotkreuzhelfer im Besuchsdienst leisten alten oder invaliden Personen nicht nur kleine Gefälligkeiten, für welche die Betreffenden auf fremde Hilfe angewiesen sind, sondern sie sind vor allem teilnehmende Zuhörer und Gesprächspartner, die das Gespenst der Vereinsamung bannen helfen.

Monika

Vor einigen Jahren zog Monika mit ihren Eltern und zwei kleineren Brüdern in unser Nachbarhaus ein. Jeden Morgen sah ich sie zur Schule laufen, gut gewachsen, munter, mit dichter, wippender, brauner Rossschwanzfrisur, eine volle Mappe unter dem Arm.

Im Laufe der Zeit wurde Monika immer erwachsener, ihre Röckli wurden immer kürzer, und wenn ich grüne Hosen, dazu einen gelben oder roten Pulli an unserem Haus vorbei um die Ecke flitzen sah, wusste ich: das ist Monika. Sie schien grelle, auffallende Farben besonders zu lieben. Und mir ging es durch den Kopf, wo sie wohl einmal landen, welchen Weg sie in ihrem weiteren Leben einschlagen würde . . .

Nun ergab es sich, dass ich vor kurzem eine liebe Freundin, die durch ein schweres Leiden ans Bett gebunden war, in einem Alterspflegeheim besuchte. Sie klagte mir ihre Beschwerden, erwähnte aber auch, wie gut sie hier aufgehoben sei und wie aufmerksam das Pflegepersonal sie betreue. Nicht wenig erstaunt war ich, als ich in der Gehilfin, die den Tee brachte, Monika erkannte. Ihr gesundes Aussehen, ihr Lächeln, ihr anteilnehmendes Wesen brachten Licht und Wärme in das kleine Zimmer. Als ich wegging, traf ich sie auf dem Gang und fragte erstaunt, was sie ausgerechnet in dieses Altersheim geführt habe. Sie erzählte mir, dass sie sich immer schon gewünscht habe, Kranke zu pflegen. Auch ihre Mutter sei, bevor sie heiratete, Krankenschwester gewesen, und für sie gebe es gleichfalls nur diesen einen Beruf. Sie müsse Kontakt mit Menschen haben, sich nützlich machen können, und keine andere Betätigung würde sie so ausfüllen und befriedigen. Jetzt mache sie im Altersheim ein Praktikum, dann wolle sie eine Schule für Krankenpflege besuchen und daneben auch noch Spezialkurse. Ihr Ziel sei, einmal als diplomierte Schwester in einem Heim für zerebral geschädigte Kinder in Zürich zu arbeiten. Das alles sagte sie lächelnd und bestimmt. Ich sah in ihre klaren, hellen Augen und war tief berührt.

Es sollte keine Sammelbegriffe über das Verhalten der «heutigen Jugend» geben. Sie ist nicht nur oberflächlich, bequem, materiell eingestellt – und was sonst man ihr alles nachsagt. Immer wieder sieht man nur einige wenige, die besonders auffallen, Krach machen, schreien, sich schlecht benehmen. Aber sehr viele junge Menschen wissen ganz genau, was sie wollen, brauchen, geben können, um das ihnen vorschwebende Ziel zu erreichen, gehen unauffällig ihren Weg. Von ihnen spricht man nicht. Ihre Saat wird in einigen Jahren aufgehen und das Grundelement für die nächste Generation bilden.

Th. A.